

**Carl Muth und das Hochland im Dritten Reich**

## I.

Ich möchte Ihnen zunächst zwei Leser vorstellen. Diese beiden haben das Hochland in der NS-Zeit sehr unterschiedlich wahrgenommen. Damit wird ein Zwiespalt erkennbar, der zu denken gibt und den wir im Blick behalten sollten.

Der Münchner Medizinstudent Josef Gieles, ein frommer Katholik, schrieb seit 1939 regelmäßig Briefe an seine Eltern, die ein zutiefst widerständiges Denken offenbarten. So schrieb er zum Beispiel im März 1942: Er hasse diesen Staat „wie die Sünde und den Teufel. Er ist der Ruin aller Sitte, Gesittung, Menschlichkeit und Kultur und Geistigkeit und Religion“. Nach dem Studium kam Gieles als Arzt an die russische Front und fiel – erst 26 Jahre alt – im Januar 1945. Aus den Briefen geht hervor, dass er ein begeisterter Hochlandleser war. „Hochland verschlinge ich“, hieß es im Juni 1940. Oder im Oktober 1940: „Wenn ich diese Artikel lese, dann vergesse ich meist für einige Zeit dieses trostlose Dasein“. Als die Zeitschrift im Juni 1941 eingestellt werden musste, schrieb er: „Vom Hochland haben wir traurigen Herzens Abschied genommen. Mir hat sein Tod (denn das ist er ja wohl) sehr, sehr leid getan“. Für einen jungen Katholiken wie Josef Gieles bot das Hochland also einen geistigen Zufluchtsort; die Lektüre bestätigte und bekräftigte ihn in seiner nonkonformen Grundhaltung.

Josef Furtmeier war bis 1933 in München im mittleren Justizdienst tätig. Dann wurde er aus politischen Gründen vom Dienst suspendiert und lebte seither zurückgezogen von einer kleinen Beamtenpension. Er gehörte zum persönlichen Bekanntenkreis von Carl Muth und war, wie wir seit langem wissen, eine Autorität für Hans und Sophie Scholl. Vor einigen Jahren hat Sönke Zankel Briefe entdeckt und ediert, die Furtmeier seit 1938 an Freunde in der Schweiz gesandt hatte. In einem dieser Briefe äußerte er sich Ende 1938 so: „Man staunt ja geradezu, wenn man in der Staatsbibliothek katholische Zeitschriften liest, wie manche sich bemühen, das Christentum als völlig harmlos, der deutschen Art durchaus angepasst hinzustellen. Sie sprechen immer von Christus und...(Christus und der Staat, Christus und die Ehe, Christus und das Heldentum, Christus und die germanische Welt etc. Sie stiften vermittelnde begütigende wohlwollende Beziehungen zwischen Christus und -). Man kann

dieses Gewäsch – *auch das Hochland gehört dazu* – einfach nicht mehr lesen. Was die Leute für geistige Anliegen haben!... ‚Wie weit reicht das Mittelalter?‘ Reicht es bis 1520 oder bis 1618 oder vielleicht bis 1648? Fragt die Insassen des ehemaligen jüdischen Krankenhauses in München, wie weit das Mittelalter reicht!“ Oder im August 1940: „Wie konnte das Hochland derart geistig sinken! Man kann die letzten Nummern gar nicht mehr lesen!“ Oder im September 1940: „Das Hochland ist ja entsetzlich heruntergekommen...diese Flachheit der Beiträge!“ Furtmeier war also ein sehr enttäuschter Leser. Das Hochland erschien ihm ohne Saft und Kraft – zu viel essayistisches Geplauder, zu viel Ausweichen in die Beletage der Schöngesterei.

Wenn man sich in der Forschungsliteratur umschaute, findet man eine ganz ähnliche Divergenz. Auf der einen Seite das bekannte Buch von Konrad Ackermann „Der Widerstand der Monatsschrift Hochland gegen den Nationalsozialismus“. Diese Münchner Dissertation aus dem Jahr 1965 entfaltet die These, das Hochland sei „die bedeutendste Zeitschrift des geistigen Widerstandes“ gewesen: „Ihre antinationalsozialistische Haltung erwies sich vom Jahre 1933 bis zum Verbot im Juni 1941 als einheitlich und lückenlos“. Andererseits eine neuere Studie von Norbert Frei und Johannes Schmitz zum Journalismus im Dritten Reich (2011). Da heißt es: Mit verschiedenen „Formen der Andeutung“ habe das Hochland „eine für Eingeweihte erkennbar ablehnende Position“ bezogen. „Wenn solche vorsichtig regimekritischen Äußerungen noch bis 1941 publiziert werden konnten, so nicht etwa, weil sie auf Seiten des Regimes unbemerkt blieben. Viel eher hat es den Anschein, als sei dieser – in der späteren Historiographie oft überbewertete – ‚geistige Widerstand‘ bewusst *belassen* worden“. Einige dissidente kulturpolitische Zeitschriften beizubehalten, „bedeutete gleichsam die Kanalisierung eines als nicht allzu gefährlich erachteten oppositionellen Potentials in polizeilich leicht kontrollierbare und sorgsam überwachte ‚Stauräume‘. Solange keine Gefahr bestand, dass solche Zeitschriften aus ihrem konfessionellen oder bildungsbürgerlichen Ghetto ausbrechen würden, bedurfte es nicht nur keines Verbots, sondern erwiesen sie sich im Sinne einer ‚Ventilfunktion‘ sogar als nützlich“.

Bei Ackermann als die „bedeutendste Zeitschrift des geistigen Widerstandes“ eingestuft, schrumpft das Hochland hier zu einer Monatsschrift mit „vorsichtigen Äußerungen im Kreis von Eingeweihten“ – nicht allzu gefährlich, unter Gesichtspunkten der Herrschaftstechnik sogar nützlich.

## II.

Ehe ich meine eigene Deutung zur Diskussion stelle, seien einige Grundinformationen zur Entwicklung des Hochland im Dritten Reich vorausgeschickt. Zunächst zur Frage der *Auflagenhöhe*. Bis 1933 sank die Auflage auf die Hälfte des Stands von 1922 herab: von 10.000 auf 5.000. Als Grund nennt Ackermann wirtschaftliche Not in Zeiten der Weltwirtschaftskrise. Aber Karl Schaezler, damals einer der Hochland-Redakteure, nannte im Rückblick noch einen anderen Grund: „Als das Dritte Reich seine anfängliche Faszination ausstrahlte, fiel die Auflage in einem Maße ab, das ihre Existenz gefährdete“.

In dieser Notlage entschloss sich Carl Muth, *den bayerischen Episkopat um Hilfe zu bitten*, verbunden mit der Zusicherung, das Hochland werde sich künftig kirchlich korrekt verhalten. Dazu muss man wissen, dass die Bischöfe in der Vergangenheit am theologischen Inhalt etlicher Beiträge Anstoß genommen hatten. Solche Spannungen und Reibungen wollte Muth nun beenden. Dabei trieb ihn die Hoffnung auf Beistand für seine gefährdete Zeitschrift. Doch ging es ihm wohl auch darum, „in der jetzigen Zeit eine völlig einheitliche katholische Front zu bilden“. So erklärte er sein Anliegen jedenfalls dem Bischof Preysing in Eichstätt, den er im November 1933 als Anlaufstelle für seine Goodwill-Aktion wählte. Und er fragte ihn, ob nicht einer der Hochwürdigsten Herren, am besten Preysing selber, hin und wieder einen Beitrag in Hochland veröffentlichen könnte, um zu bekunden, dass dieses Blatt „im Episkopat Vertrauen genießt“.

Preysing machte Muths Initiative im Kreis der Bischöfe publik und beriet sich insbesondere mit Kardinal Faulhaber (in dessen Akten ich diesen Vorgang gefunden habe). Dieser gab zu bedenken, dass in Rom „unüberwindliches Misstrauen gegen das Hochland“ bestehe. Damit spielte er darauf an, dass das Hochland 1911 auf den Index gesetzt worden war, wenn auch nur heimlich, das Dekret war nicht veröffentlicht worden. Aber, so Faulhaber, Muth sei doch ein Mann guten Willens, man solle sein Angebot nicht zurückstoßen, zumal dann die Hoffnung bestehe, dass an die Stelle des „schimmernden Essaystils“ langsam wieder eine theologische Sprache trete. Tatsächlich steuerte Preysing dann für das Oktober-Heft 1934 selbst einen Aufsatz über Thomas Morus bei. Dieses Heft fand so viel Absatz, dass es nachgedruckt werden musste. Insgesamt haben etwa zehn Bischöfe Hilfe zugesagt, die dann vor allem mit Werbung für die Zeitschrift in bischöflichen Amtsblättern geleistet wurde.

Dass die Auflage bis 1939 wieder anstieg und sich mehr als verdoppelte (bis zu 11.000), hängt mit der bischöflichen Hilfsaktion zusammen, aber auch damit, dass der Hochland-Geist für eine wachsende Lesergemeinde attraktiv wurde, als die von Schaezler bemerkte „anfängliche Faszination“ des Dritten Reiches verflog.

### III.

Wirft man einen Blick auf die *Redaktion der Zeitschrift*, so sticht ins Auge, dass Carl Muth 1935 einen Mann im Unfrieden entließ, den er ursprünglich als seinen Nachfolger vorgesehen hatte: den langjährigen Redakteur bzw. Chefredakteur Friedrich Fuchs. Diese durchaus bedeutende Gestalt der Katholizismusgeschichte ist heute weitgehend vergessen. Dank einer profunden Analyse von Otto Weiss wissen wir seit einigen Monaten jedoch sehr gut Bescheid über den Verlauf und die Hintergründe dieses Konflikts.

Friedrich Fuchs war seit 1920 Mitglied der Redaktion. Auf seinen Schultern lastete schon bald die Hauptarbeit. Seit 1934 amtierte er auch förmlich als „Hauptschriftleiter“. Otto Weiss beschreibt das Verhältnis von Muth und Fuchs als eine Art Vater-Sohn-Konflikt. Will sagen: Muth betrachtete Fuchs als seinen Ziehsohn und erwartete – einem patriarchalischen Autoritätsverständnis zugeneigt – Ehrfurcht und Gehorsam. Aber Fuchs reflektierte und agierte zunehmend eigenständig und wagte Widerspruch. Bezeichnend ist eine Szene, die sich im April 1934 am Telefon zutrug. Muth beschwerte sich, weil Fuchs ein von ihm, dem Herausgeber, gewünschtes Gedicht nicht abgedruckt hatte. Fuchs entgegnete, das Gedicht taue nicht viel, und pochte auf seine Rechte als verantwortlicher Hauptschriftleiter. Das Gespräch wurde immer heftiger, und am Ende drohte Muth, künftig werde im Impressum „Schriftleiter Curt Muth“ stehen. Dann legte er den Hörer auf und beantwortete keine Briefe von Fuchs mehr. Die Szene lässt einen empfindlichen, leicht kränkbaren Mann erkennen, der das Heft nicht aus der Hand geben wollte.

Otto Weiss schließt nicht aus, dass bei der Entlassung auch politische Gründe mitgespielt haben. Er findet sie jedoch weniger bei Muth, als vielmehr bei dem damaligen Leiter des Kösel-Verlags: Paul Siebertz. Der sympathisierte mit dem Nationalsozialismus, während Fuchs ein Weimarer Demokrat und ein erklärter Gegner der braunen Herren war. Muth ließ diesen Herrn Siebertz bei der Kündigung vorgehen, aber die treibende Kraft war er selber.

Wir haben es also mit einem Autoritätskonflikt zu tun. Zu beachten sind jedoch auch Differenzen in der Grundhaltung. So war spätestens seit 1924 klar, dass Muth die betont demokratische Überzeugung von Fuchs nicht teilte. 1931 bemängelte Muth, dass Fuchs zu wenig Literatur und Kunst und zu viel Theologie und Religion ins Hochland bringe. 1933 waren sich beide zwar einig, dass man nicht „in reiner Opposition verharren“ könne. Aber es gab einen Zwist in der Frage der Dosierung der Opposition. Fuchs dachte mehr an „Tapferkeit“, Muth mehr an Vorsicht. Später warf Fuchs dem Herausgeber sogar „Flucht vor Verantwortung“ vor. Muth parierte mit dem französischen Sprichwort: „Reculer pour mieux sauter“. Um besser springen zu können, müsse man einen Schritt zurücktreten: das sei klug und keineswegs Fahnenflucht.

Es gab mithin eine Mischung persönlicher und sachlicher Differenzen, und so stellt sich die methodisch nicht leicht zu beantwortende Frage nach dem jeweiligen Wirkungsanteil. War das persönliche Zerwürfnis entscheidend? Oder haben die sachlichen Differenzen einen regelrechten Richtungsstreit heraufbeschworen, der den eigentlichen Kern des Konflikts ausmachte? Otto Weiss hält mit einigen guten Gründen die erste Variante für wahrscheinlich. Aber manche Indizien sprechen durchaus auch für die zweite Version. Immerhin machten sich die ersten Misstrauensbekundungen von Muth gegenüber Fuchs im Zusammenhang mit dessen Demokratisierungstendenzen bemerkbar. Und wenn ich richtig sehe, schlug das Hochland in der Zeit „nach Fuchs“ eine insgesamt etwas vorsichtigeren Kurs ein als vorher. Als Nachfolger von Fuchs zog Muth den damals 33 Jahre alten Franz-Josef Schöningh heran, der nach ein paar Zwischenschritten die Chefredaktion übernahm und bis zum Verbot der Zeitschrift 1941 beibehielt. Nach dem Krieg trat Schöningh als Mitbegründer der Süddeutschen Zeitung hervor; 1946 rief er auch das Hochland wieder ins Leben und wirkte bis zu seinem Tod 1960 als Herausgeber.

Schöningh lehnte Kernelemente der NS-Ideologie zweifellos ab. Das bestätigt auch die kürzlich erschienene Biographie aus der Feder von Knud von Harbou, die viel Beachtung gefunden hat. Das Aufsehen bezog sich allerdings nicht auf die Hochland-Zeit bis 1941, sondern auf die Zeit danach. Um dem Kriegsdienst zu entgehen, trat Schöningh mithilfe von Beziehungen eine Stelle als Stellvertretender Kreishauptmann im Distrikt Galizien an, im Kernland des osteuropäischen Judentums. Die Rolle der Kreishauptmänner (Landräten vergleichbar) ist lange ist wenig beachtet worden; zu nebensächlich schien die

Zivilverwaltung zu sein, verglichen mit SS und Gestapo. Inzwischen wissen wir, dass sie keineswegs nebensächlich war, auch nicht im Falle Schöningh. Seine Abteilung hieß „Bevölkerung und Fürsorge“ und war (wie er in einem Brief schrieb) mit der „delikaten Judenumsiedlung“ befasst. Im Klartext: Schöningh hat an der Errichtung jüdischer Gettos mitgewirkt. Wie weit seine Dienststelle auch in die Logistik der in die Vernichtungslager führenden Deportationen einbezogen war, wissen wir mangels eindeutiger Quellen nicht. Wohl aber, dass Schöningh nach 1945 entweder gar nicht oder nur verharmlosend über diese Zeit sprach. Sein Biograph hält allerdings auch fest, dass Schöningh zwei Juden das Leben rettete, indem er ihnen falsche Papiere ausstellte.

Was den Autorenkreis des Hochlands betrifft, so gab es vor und nach 1933 viel Kontinuität. Karl Schaezler, Mitglied der Redaktion von 1925-41, hat im Rückblick betont: „Unsere Gesinnung teilten sämtliche ständigen Mitarbeiter. Ein Einziger, der nur zweimal mitgearbeitet hatte, ging zur Gegenseite über“. Den Namen des Abtrünnigen nannte er nicht. Ich habe ihn bisher nicht herausfinden können.

#### IV.

Nun ein Blick auf die *Zensur* und das *Verbot*, verbunden mit der Frage, ob es eine *Phase des Arrangements* zwischen den Instanzen der Zensur und der Zeitschrift gegeben hat. Seit Ende 1933 musste jedes Hochland-Heft der Zensur vorgelegt werden. Ackermann berichtet über vier Fälle, in denen die Auslieferung eines Heftes gestoppt wurde. Zuerst das Augustheft 1934, worin Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ scharf kritisiert wurde. Eine untere Charge des Zensurapparats stoppte die Auslieferung, nämlich der Pressereferent im Bezirksamt Kempten, wo der Kösel-Verlag residierte, in dem das Hochland erschien. Einer Notiz von Friedrich Fuchs zufolge gelang es ihm, das Heft in Verhandlungen wieder frei zu bekommen. Das Dezember-Heft 1939 wurde definitiv verboten. Diesmal war aber nicht Kempten, sondern Berlin mit der Sache befasst. Stein des Anstoßes war eine geschichtstheologische Betrachtung von Josef Bernhart, die unter dem Titel „hodie“ vor den „Fratzen der Fürsten dieser Welt“ warnte; nur in der Hoffnung auf göttliche Gerechtigkeit könne der Christ die „Unseligkeit der Gegenwart“ ertragen. Die Augustnummer 1940 wurde beschlagnahmt, später aber wieder freigegeben. Hier missfiel ein Artikel über die

Reformation, der angeblich den „konfessionellen Frieden“ störte. Das April-Heft 1941 wurde eingestampft, weil die Behandlung Nietzsches als „Mörder Gottes“ der Zensur missfiel.

Leider wissen wir nur sehr wenig über die *Kommunikation* zwischen der Hochland-Redaktion und den Instanzen der Zensur, weil die Quellenlage schlecht ist. Immerhin hat Ackermann einen Vorgang aufgetrieben, die sehr bezeichnend ist. Das Reichspropagandaministerium schrieb im November 1938 an Carl Muth, im Juni-Heft sei eine Leserzuschrift abgedruckt, die „einen offensichtlichen Angriff auf den nationalsozialistischen Staat“ enthalte. Das Ministerialschreiben zitierte Sätze wie die, dass eine Gemeinschaft zwischen Kirche und Staat nur dann möglich sei, wenn der Staat aus der „Gewalt des Fürsten dieser Welt“ erlöst sei; andernfalls könne auch ein Konkordat den „Abgrund“ nur für gewisse Zeit verdecken. Weitere Sätze werden zitiert – mit dem Kommentar: Dass diese Sätze sich vor allem „gegen den Führer richten“, bedürfe keines Beweises. Das Schreiben mündete nicht in einer konkreten Aufforderung, aber es war deutlich genug, dass es sich um eine Drohung handelte. Muth antwortete sofort: Die Schriftleitung habe in der Zuschrift keineswegs eine gegen den Staat oder „gar gegen den Führer“ gerichteten Angriff gesehen, und sie bedauere es aufrichtig, wenn das anders aufgefasst wurde. Es sei ja auch nur eine Zuschrift und daher weniger bedeutsam. Er werde den Zuschriftenschreiber zu einer Klarstellung auffordern. „Mit deutschem Gruß, Heil Hitler!“ Der Zuschriftenschreiber, ein Kaplan, lieferte denn auch sofort die erwünschte Klarstellung: Er habe keineswegs einen Angriff gegen den Staat oder gar die Führung des Staates im Sinn gehabt, sondern nur ...und dann folgt eine komplizierte theologische Erklärung. Die Klarstellung wurde dem Ministerium übersandt, aber nicht im Hochland abgedruckt.

Im Mai 1941 kam dann im Rahmen der sogenannten ersten „Stilllegungsaktion“ der Reichspressekammer zum Verbot. Zahlreiche Blätter, die sich in privater Hand befanden, erhielten den Bescheid, dass sie am 1. Juni ihr Erscheinen einzustellen haben, um „Menschen und Material für andere kriegswichtige Zwecke freizumachen“. Betroffen waren auch so harmlose Lokalblätter wie die Andechser Rundschau. Aber es fällt doch auf, dass bei dieser Gelegenheit der ehemaligen Zentrumspresse der Garaus gemacht wurde, ebenso den betont katholischen Zeitschriften wie den Stimmen der Zeit und dem Hochland. Formal gesehen handelte es sich zwar nicht um ein Verbot der Zeitschrift, aber in der Sache lief es darauf hinaus.

Warum hat das Hochland sich so lange halten können? Das ist vor allem dann erklärungsbedürftig, wenn Ackermanns Gesamturteil zutrifft, dass das Hochland „fast ein Jahrzehnt hindurch den Widerstand gegen die nationalsozialistische Ideologie, gegen Willkür und Gewaltherrschaft wachgehalten“ habe. Ackermann hebt zwei Erklärungen hervor. Das Hochland sei – erstens – ein „Aushängeschild für das Ausland“ gewesen, dem man zeigen wollte, dass es im NS-Staat Hochkultur und Geistesfreiheit gebe. Und zweitens: Die Methode der indirekten Anspielung, das Schreiben *zwischen* den Zeilen, verbunden mit einer voraussetzungsreiche Bildungssprache - damit sei es lange gelungen, das Hochland an den Klippen der Zensur vorbeizusteuern.

Das erste Argument hat viel für sich. Einem Bericht über die Archivbestände des Verlags Kösel ist zu entnehmen, dass das Hochland 1937 immerhin 700 ausländische Abonnenten hatte; zu klären wäre noch in welchen Ländern. Bei diesem Archivbericht möchte ich noch einen Moment verweilen, denn er enthält ein sehr interessantes Beispiel für die Kommunikation zwischen dem Regime und der Zeitschrift. Man erfährt dort Folgendes:

Die Reichspressekammer hat das Hochland 1937 aus dem Reichsverband der deutschen Zeitschriftenverleger herausgenommen und in die Fachschaft katholisch-kirchliche Presse eingliedert. Daraufhin fuhren Schöningh und der geschäftsführende Direktor des Kösel-Verlags namens Karl Kummer nach Berlin, um diese Entscheidung rückgängig zu machen.

Denn was hätte diese Entscheidung bedeutet? Das Hochland hätte sich künftig auf rein konfessionelle Themen beschränken müssen! Es hätte es sein markantes Profil als „Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst“ verloren. Außerdem war das Hochland gerade auch an interkonfessionellen Fragen interessiert.

Interessant ist nun, dass Karl Kummer bei den Verhandlungen in Berlin die 700 Auslandsabonnements ins Feld führte und in einem begleitenden Schriftstück wörtlich hervorhob: „Vielleicht ist es erlaubt, den Gesichtspunkt geltend zu machen, dass es im Interesse der deutschen Sache liegt, wenn Hochland wieder stärker als in der jüngsten Zeit seine Aufmerksamkeit den gesamtdeutschen kulturellen Erscheinungen zuwendet und auf diese Weise für den deutschen Gedanken im Ausland wirkt“. Und siehe da: Die Reichspressekammer machte ihre Entscheidung rückgängig und gliederte das Hochland wieder in den Reichsverband der deutschen Zeitschriftenverleger ein.



Dieses Beispiel zeigt: Das NS-Regime funktionierte durchaus nicht nur nach dem Prinzip von *Befehl und Gehorsam*. Es gab vielmehr beträchtlichen Raum für Aushandlungsprozesse. Die neuere NS-Forschung hat diese Einsicht vielfach bestätigt. Außerdem wird erkennbar: Es gab im Apparat der NS-Presselenkung anscheinend Meinungsunterschiede in der Frage des Umgangs mit dem Hochland - die üblichen Rivalitäten wohl oder vielleicht auch bloß ein Durcheinander. Dazu würde passen, was Schöningh nach dem Verbot des Hochland notierte: Noch im Februar habe man ihm an „kompetenter“ Stelle versichert, dass man an der Existenz des Hochland interessiert sei – drei Monate später dann das Verbot. Offensichtlich hing viel davon ab, wer gerade in Berlin in welcher Konstellation am Drücker saß.

Und noch etwas fällt in diesem Zusammenhang auf. Wenn man in Ackermanns Anmerkungsapparat stöbert, findet man in an etwas entlegener Stelle drei aufregende Zeilen: Auf der Pariser Weltausstellung im Sommer 1937 sei im deutschen Pavillon ein eigener Zeitschriftenstand mit Hochland-Heften dekoriert gewesen; das habe ihm, dem damals jungen Doktoranden Ackermann, Prof. Beyerle aus Paderborn in den frühen 1960er Jahren mitgeteilt. Ob dieser „Oral History“-Hinweis tatsächlich zutrifft, konnte ich bisher nicht überprüfen. Falls kein Erinnerungsfehler vorliegt, müssten wir davon ausgehen, dass es in dieser Phase eine Art Agreement zwischen dem Regime und dem Hochland gegeben hat. Und das wäre dann wohl im Zusammenhang mit den vorhin genannten Berliner Verhandlungen zu sehen. Die wurden im März 1937 geführt, die Weltausstellung begann im Mai 1937.

Einige Indizien sprechen also dafür, dass es im Apparat der Presselenkung Funktionäre gab, die im Fortbestand des Hochland (jedenfalls bis Mai 1941) mehr Nutzen als Schaden sahen. Das könnte zu der eingangs zitierten Einschätzung von Norbert Frei und Johannes Schmitz passen, wonach das oppositionelle Potential „nicht allzu gefährlich und leicht kontrollierbar“ war. Erinnerung sei auch an deren Beurteilung: „Solange keine Gefahr bestand, dass solche Zeitschriften aus ihrem konfessionellen oder bildungsbürgerlichen Ghetto ausbrechen würden, bedurfte es nicht nur keines Verbotes, sondern erwiesen sie sich sogar als nützlich“. Die beiden Autoren meinten: nützlich im Sinne einer „Ventilfunktion“. Hinzuzufügen wäre: nützlich als „Aushängeschild für das Ausland“.

## V.

Damit sind wir bei meinem letzten Punkt angelangt, der freilich die Kernfrage betrifft: Welche Qualität hatte der Widerstand des Hochland im Dritten Reich? Passt hier überhaupt der Widerstandsbegriff? Diese Fragen lassen sich nicht leicht und schnell beantworten, schon deswegen nicht, weil das Hochland in der NS-Zeit ungefähr 1000 Beiträge veröffentlichte, die in Gehalt und Gestalt doch sehr unterschiedlich sind und sich kaum auf einen Nenner bringen lassen. Übrigens muss man auch den Annoncenteil beachten. Dort findet sich im Dezember-Heft 1934 eine Anzeige des Nürnberger Sebaldus-Verlags, der für einen Roman von Leo Weismantel mit diesem Satz Reklame macht: „Du sollst zu deinem Reich stehen und zu deinem Volk, ganz gleich, was sie mit dir machen“. Eine fatale völkische Botschaft! Das genaue Gegenteil von geistigem Widerstand. Ich vermute, dass der Verlag diese Annonce hineingebracht hat, vielleicht jener ominöse Paul Siebertz. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Friedrich Fuchs oder Carl Muth diese Annonce vorher gesehen und gebilligt haben.

Denn das Gesamtbild des Hochland lässt eine andere Grundlinie erkennen, nämlich die Verteidigung religiöser, kirchlicher und personaler Rechte gegenüber der Allmacht des Staates. So schrieb Friedrich Fuchs im März 1935, die Kirche sei seit ihren ersten Tagen „eine immerwährende Mahnung für die weltliche Gewalt, dass ihre Machtvollkommenheit nicht unbeschränkt ist, dass es Dinge gibt, über welche sie sich nicht erstreckt, und Fälle wo der Mensch ihr zurufen kann und muss: Ich gehorche dir nicht.“ Besonders gern hebe ich einen Artikel des Münchner Domvikars Erwin von Kienitz hervor. Was dieser Autor im Juni-Heft 1938 darbot, war nichts Geringeres als ein Befreiungsschlag gegenüber der lähmenden Fessel von Römer 13 („Jeder leiste den Trägern der staatlichen Gewalt den schuldigen Gehorsam. Denn es gibt keine staatliche Gewalt, die nicht von Gott stammt; jede ist von Gott eingesetzt“). Dieser locus classicus des Römerbriefs sei „kein Garantiesetz für jedes politische Regime, das sich einmal in den Sattel geschwungen hat“. Römer 13 verpflichte nicht, „jedweden obrigkeitlichen Verstoß gegen das natürliche und göttliche Recht zu dulden“. Bei der Abwehr müsse der Christ sich auch nicht unbedingt legal verhalten, denn „jedes politische Regime“, das „ein paar einigermaßen intelligente Juristen besolden kann, wird binnen kurzem eine Maginotlinie von Gesetzen um sich ziehen, so dass „die Durchsetzung ganz elementarer Menschenrechte ohne weiteres als ‚illegal‘ abgestempelt werden kann“. Ein faszinierender Beitrag zur Neubelebung des Widerstandsrechts!

Nun muss ich jedoch eine Einschränkung vornehmen: So klare oppositionelle Botschaften findet man im Hochland sehr selten. Häufiger findet man Spuren der indirekten Kritik: vorsichtige Anspielungen, zum Beispiel in der Form historischer Analogien oder geschickt placierter Zitate. Ackermann hat in seinem Buch eine stattliche Anzahl solcher Beispiele präsentiert. Dabei muss man auch beachten, dass die damaligen Leser eine feine Witterung für indirekte Kritik besaßen, so dass manches, was heute ziemlich unbeachtlich erscheinen mag, damals aufregend war.

Aber wiederum muss ich eine Einschränkung vornehmen. Wenn man die Beiträge im Ganzen und im Kontext sieht, dann bemerkt man, dass das Hochland auch erhebliche Zugeständnisse an Sprach- und Denkmuster des NS-Regimes gemacht hat. Da ist zum Beispiel in einem Artikel über das Alte Testament im November 1934 ein Satz aus der Klage des Propheten Jeremias versteckt: „Sie rufen Heil! heil! wo doch kein Heil ist“. Ackermann sieht darin ein Musterbeispiel geschickter Camouflage. Aber wenn man den Artikel im Ganzen liest, stößt man auch auf diese Aussage: Die „völkischen Eigenheiten“ haben ihren Grund in „Gottes Willen“, so dass „wir – und jeder steht in einem solchen wir – Blut und Art als ewiges Siegel empfinden“. Da kommt ein völkischer Ton in den Text hinein, der dem kritischen Stachel die Spitze abbricht.

Überhaupt muss man sehen – darin stimme ich Felix Dirsch zu –, dass es auch Anknüpfungspunkte, Teil-Übereinstimmungen und Schnittmengen zwischen Hochland-Texten und NS-Ideologie gab. Dirsch spricht in diesem Zusammenhang von Affinitäten „ex negativo“. Gemeint sind Schnittmengen in der Gegnerschaft zu Individualismus, Liberalismus und Kommunismus, auch einige Konvergenzen im „zivilisationskritischen Impetus“, sowie Elemente der Gemeinsamkeit in der Sympathie für autoritär vereinheitlichende Gesellschaftskonzepte.

Aber aufs Ganze gesehen war nicht Affinität, sondern *Abstand* für das Profil des Hochland charakteristisch, und dieser Abstand ergab sich aus der Ablehnung einer Wertehierarchie, in der Rasse und Volk den obersten Platz einnahmen - also den Platz, der nach der fundamentalen Überzeugung des Hochland den göttlichen Geboten im christlichen Verständnis gebührte. Damit ging eine Ablehnung der Führerherrschaft einher, soweit sie infolge der falschen Wertehierarchie totalitäre Machtansprüche stellte.

Dieser Abstand wird auch in der bemerkenswerten symbolischen Geste erkennbar, dass der Name Hitler nur ein einziges Mal im Hochland erwähnt wurde: im März 1933 in einem sehr kritischen Artikel, danach niemals wieder. In Zeiten des allgegenwärtigen Führerkults fiel das schon sehr auf. Das fiel auch dem Geschäftsführer des Kösel-Verlags auf. Im Februar 1940 sandte Dr. Hans Knees, so hieß er, dem Chefredakteur Schöningh einen Beschwerdebrief. Es sei unbegreiflich, dass das Hochland sogar den 50. Geburtstag des Führers nicht mal mit einer einzigen Zeile erwähnt habe. Überhaupt, so forderte Dr. Knees, solle das Hochland „mehr Zeitnähe und mehr Anteilnahme am Zeitschicksal“ bekunden: „Es trifft uns ja heute bereits der Vorwurf, dass die völlige Distanzierung des Hochland von der Gegenwart einer offenkundigen Ablehnung des Zeitgeschehens gleichkommt“.

Für das Hochland ist nun charakteristisch, dass sich die „Distanzierung von der Gegenwart“ immer weniger im Modus einer kritischen Auseinandersetzung abspielte und immer mehr in der Form einer Abwendung vom Zeitgeschehen. Die meisten Artikel bewegten sich auf einem abstrakten Höhenkamm des Guten, Wahren und Schönen in Literatur, Kunst und Musik; auch Moralthologie, Liturgie und Kirchengeschichte nahmen einen breiten Raum ein. Zu dieser Form der Abwendung vom Zeitgeschehen passt, was Josef Gieles – wie eingangs zitiert – im Oktober 1940 schrieb: „Wenn ich diese Artikel lese, dann vergesse ich meist für einige Zeit dieses trostlose Dasein“. Man beachte das Wort: vergessen. Hier erscheint das Hochland nicht als ein Aktivierungsraum, sondern als Zufluchtsort in der Abwendung vom Zeitgeschehen. Dazu passt aber auch der ruppige Kommentar eines so kantigen und kämpferischen Typus wie Josef Furtmeier: Mit den vielen schöngeistigen Beiträgen, die er als „Geschwätz“ empfand, konnte er nichts anfangen. In gewisser Weise stimmt damit auch die Selbsteinschätzung Franz-Josef Schöninghs überein, der unmittelbar nach dem Verbot der Zeitschrift niederschrieb, worin er ihre eigentliche Leistung sah: Das Hochland könne von sich sagen „fidem servavi“.

Alles in allem komme ich zu dem Fazit, dass man im Blick auf das Hochland im Dritten Reich eher von *Abstand* als von *Widerstand* sprechen sollte. Damit meine ich eine Linie der Defension, der Selbstbewahrung, worunter das Hochland (mit den Worten Karl Schaezlers) die „Bewahrung des christlich-abendländischen Erbes“ verstand. Viele Einzelbeiträge, in den letzten Jahren wohl die allermeisten, könnte man auch der Inneren Emigration zurechnen, wenn dieser Begriff nicht seinerseits so unscharf und mehrdeutig wäre.

Bisher habe ich einen Aspekt verschwiegen, den ich abschließend hervorheben muss, zumal er unmittelbar zu dem Referat von Herrn Knab überleiten kann. Ich meine die Spur eschatologischer Warnungen, die sich durch das Hochland zieht – mal mehr, mal weniger deutlich, am schärfsten bei Theodor Haecker, aber man findet diese Spur auch in etlichen Beiträgen anderer Autoren. Die Vorstellung also, dass die Menschheitsgeschichte nicht allein von den Menschen gemacht wird, sondern auch vom Wirken Gottes und seines Widersachers abhängt: des Antichrist, des gefallenen Engels, des Fürsten dieser Welt, des Bösen. War der gefallene Engel, der Antichrist im Hitler-Regime am Werk? Das so zu deuten, blieb den Lesern des Hochland überlassen. Einer, der die Bibliothek von Carl Muth ordnete und dabei viel Hochland las, deutete es genau so. Und er wusste aus persönlichen Gesprächen, dass Carl Muth und Theodor Haecker es ebenso deuteten. Aber anders als diese beiden entschloss er sich, von der resignativen Verweigerung zum offensiven Protest überzugehen, oder anders gesagt: vom Abstand zum Widerstand. Es war Hans Scholl, der diese existentielle Entscheidung traf.